

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

26]

„Wie, was? Das ist doch gar nicht möglich,“ plärte Rensdahl, der den Barontitel als ganz selbstverständlich hinnahm.

„Doch, es ist so,“ erwiderte Köstlin, „sie arbeiten ja zusammen. Kempfen ist überhaupt der Größere, er bleibt nur immer im Hintergrund, weil er zu bescheiden ist. Von dem können wir aber noch was erwarten, er ist ein Vollmensch.“

Die übrigen achteten ganz auf diesen Einwurf, denn die Bogen der Unterhaltung gingen hoch.

Heilke jedoch, der diese Aufklärung gehört hatte, gab seinem Gehilfen einen Wink, die Bemerkung nicht weiterzuspinnen, die seine eigne Kunst schließlich in Mitleidenschaft gezogen hätte. Und um der Sache sofort die Spitze abzubrechen, beruhigte er Rensdahl, der ganz verblüfft dreinschaute. „Das sind so Künstlercherze, die man nicht ernst nehmen darf,“ sagte er lächelnd. „Man plaudert nicht gern aus der Schule, aber wenn's sein muß — Anregungen nimmt jeder gern entgegen. Und vielleicht hat er Lorenzen angeregt. Möglich, möglich. Kann auch mal selbst daran herumgenudelt haben. Warum nicht? Wenn Lorenzen es für gut befand? Jeder Meister muß seine Gesellen haben.“

Und er sah dabei den Schwarzbärtigen so bezeichnend an, daß dieser ihn verstand. Zufälligerweise ging Marianne an dem Tisch vorüber, und so fuhr er mit Betonung fort: „Lorenzen überträgt den ganzen Nachschub, ich weiß es, er war mein Schüler. Seine Kunst hat große Feinheiten. Sie sind da wirklich an die richtige Adresse gekommen.“

„Wenn Sie es sagen, Verehrter, muß es wahr sein,“ gab Rensdahl zurück. „Aber merkwürdig, ja eh, merkwürdig bleibt solche Erscheinung doch. Man will doch schließlich nur die richtige Hand haben, gerade bei solchem Meisterstück.“ Sein Blick glitt zu den beiden hinüber und blieb auf Kempfen haften, als wäre dieser jetzt einer besonderen Musterung wert.

Heilke lachte nur kurz, was ein Zeichen dafür sein sollte, daß er über solche Dinge ganz anders denke und jeden abermaligen Hinweis darauf für unnützlich halte. Rensdahl unterlag aufs neue dem Augenspiel der schönen Frau, und so wurde sein Mißtrauen gegen Lorenzen bald wieder unterdrückt.

Stampf und Golding hatten sich zusammengesunden. Beide standen, ihr Glas in der Hand, abseits in einer verlorenen Ecke und befanden sich im heftigsten Redefeuere über ihre grundverschiedenen Kunstansichten, wobei das Jupiterhaupt wie bedauernd lächelte, sobald der Gegner eine neue Meinungsänderung raffen ließ.

„Aber ich bitte Sie, mein Vester, das sind ja alles alle Kamellen, die Sie da vorbringen,“ sagte er zerstreut wie ein Mann, der es für überflüssig hält, sich über gewisse Dinge noch zu streiten. Dabei rüchelte er fortwährend durch die Nase, weil er an einem Stockschnupfen litt, der ihm dieselbe Bein bereite wie seinem Zuhörer. „Kunst kommt doch her von Können. Die Neuen sollen doch erst mal zeigen, was sie können.“

„Und das Licht kommt von der Sonne,“ wandte Golding lebhaft ein. „Ihre Alten haben immer bei Sonnenfinsternis gemalt. Und da die nicht sehr oft eintritt, sind auch ihre Meisterwerke so selten. Zeit genug hatten sie ja eigentlich zum Nachdenken.“

„Ein wohlfeiler Witz, mein Lieber, mit dem Sie aber gar nichts beweisen,“ sagte Stampf wieder. „Wenn die Kunst ein Stück Naturauschnitt sein soll, durch ein Temperament gesehen, frei nach Bosa, dann haben Ihre Modernen vielleicht recht. Temperament ist genug vorhanden, aber es fehlt die Bügelung.“

„Sehr gut, sehr gut, Felix,“ mischte sich Thormeyer hinein, der die beiden still umkreist und auf den Augenblick gewartet hatte, wo er seinen Groll aussprechen könne. „Die gehen ja alle durch mit der Kunst. Die Durchgänger müssen aber erst eingefahren werden. Schule, Schule — das ist die Hauptsache. Es es nicht so, Felix? Erst zeichnen lernen, Herr Doktor, und dann malen. Grundregeln befolgen, Skulpturen sehen!“

„Man kann ja auch mit dem Pinsel zeichnen, Herr Professor,“ erwiderte Golding verbindlich, wobei der Schalk ihm hinter dem scharfen Glas aus den Augen blickte. „Man nennt das eben impressionistische Kunstfertigkeit. Richtig sehen und richtig erfassen ist doch die Hauptsache. Gewiß, gewiß! Den ersten überwältigenden Eindruck der Natur festzuhalten, ohne sich um Nichtigkeiten zu bekümmern, sozusagen den Geist der Schöpfung, erfährt durch die eigne Seelenstimmung, wiederzugeben, darum wird es sich immer in erster Linie handeln; bei einem Kunstwerk sich handeln, Herr Professor.“

„Können denn die Leute richtig sehen? Was sehen sie denn?“ krächte Thormeyer aufs neue und fuhr gewohnheitsmäßig mit der großen, bunten Taschenuhr über den Westenausschnitt, weil er sich wie gewöhnlich beim Essen belledert hatte; dann noch über seinen mächtigen Nießdebart, dessen wie traurig herunterhängende Spitzen noch nicht ganz entfettet waren. „Diese Menschen sehen die Natur überhaupt nicht, wie sie ist, nur wie sie in ihrem Kopf sitzt. Ist es nicht so, Felix?“

Stampf, der sein Glas auf einen Tisch gestellt hatte, verhielt sich ablehnend nach beiden Seiten, denn sobald sich zwei andre Leute von Bedeutung stritten, gab ihm seine Klugheit den Wink, es mit keinem von beiden zu verderben. Von Thormeyer hatte er prächtige Studien und Bilder, die ihm weiter nichts gekostet hatten als die kritische Anerkennung, die er ihm jahrzehntelang in Zeitchriften und Tagesblättern gezollt hatte; und was diesen Golding betraf, der überall herum gefellshaftete, überall mit seiner Feder orakelte, für die neue Geistesbewegung zur Aufnahme neuer Saat die Furchen zog, so war jene Vorsicht geboten, die als Mutter der Weisheit an der Grenze des Möglichen Halt macht. Und möglich war alles in der Welt! Er, Felix Stampf, hätte sogar noch einmal auf den Gedanken kommen können, sich eine Galerie der Modernen anzulegen, und dann würde er sich schon gehütet haben, Geld dafür auszugeben; obgleich es ihm doch sicher schwer gefallen wäre, seine ganze Kunstanschauung, gleichsam wie einen Rock, zu wenden und all die braven Kerle fallen zu lassen, die er groß gelobt hatte.

„Aber das meinte ich ja gerade, Herr Professor,“ warf Golding lächelnd ein. „Wenn die Künstler nur fähig sind, die Erscheinungen der Natur richtig in ihren Kopf aufzunehmen, das genügt schon. Ohne Denkvermögen keine ausübende Kraft.“

Thormeyer, der sich verhaspelt hatte, kehrte jetzt seinen Merger gründlich hervor. „Erscheinung — das Wort stimmt,“ spottete er grimmig los. „Diesen Kerlen erscheint die Natur auch nur so, wie sie sie hinschmierern. Der eine sieht die Wolken als weiße geschlachtete Kaninchen an, der zweite den Wald als einen Spinnaufen, und der dritte, na, dem ist die ganze Welt nur ein Kohlrübenfeld. Es können auch Lupinen sein. Ist es nicht so, Felix?“

Stampf mußte lachen, winkte dann aber sofort mit Würde ab: „Aber ich bitte Dich, das sind doch Uebertreibungen.“

„Allerdings, wenn Sie die Sache ins Köcherliche ziehen wollen, dann ist jede ernste Diskussion darüber ausgeschlossen,“ warf Golding ein und wollte sich abwenden.

Thormeyer jedoch hielt ihn zurück. „Scherz beiseite, Herr Doktor,“ brachte er mit übergehenden Augen hervor, weil ihm die letzte Prisse in der Nase stach, „aber die Auswüchse machen's doch so. Pinselauswüchse ist doch noch keine Malerei. Manchmal gehen die Delflecke aus der Leinwand gar nicht mehr heraus. Und das ist recht schade. Um die Leinwand nämlich. Ist es nicht so, Felix?“ Und plötzlich begann er durchaus ernst seine Auffassung zu entwickeln, die eigentlich weiter nichts als eine Verfechtung des technischen Inhalts all der vielen Gemälde war, die er während eines Menschenlebens geschaffen hatte und die er von der neuen Richtung nun mit Hohn in die Versenkung geworfen sah.

Jeder, der mit gesunden Augen in die Natur blickt, sehe die Blümlein in der Nähe scharf als solche, überhaupt alles deutlich und klar, was sich dem Blick in dem gehörigen Abstand zeige, den man vor einem Bilde einnehmen müsse. Jedes Blatt sehe man scharf umgrenzt, jeden Zweig, jeden Grassalm. Das könne man sogar bei klarer Luft in einer bestimmten Entfernung noch bemerken, wie auch bei Menschen und Tieren. Das sei allerdings schwierig wiederzugeben, denn es verursache

Arbeit; die Modernen aber machten sich die Sache sehr leicht, indem sie selbst alles, was noch erkennbar sei, durch bloße Farbentupfer auf die Leinwand setzten. Die Kontur, der Nerv jeder Kunst, sei von diesen secessionistischen Landschaftern völlig verwischt, weil sie alle kurzfristig geworden seien. Dieser ganze Kummel sei nur geschaffen, um das Publikum durch Nichtkönnen zu täuschen. Nur, weil sie selbst die Unnatur in sich trügen, wollten sie mit Gewalt eine suggestive Wirkung auf den Beschauer ausüben. Suggestion sei aber nur ein künstlicher Zustand, der bald wieder dem natürlichen weiche. Die Natur lasse sich nicht betrügen, sie sei älter als die Menschen. Und wie jedes Rippchen an einem Blatt seinen Zweck erfülle, so sei auch das gesunde Auge des Menschen dazu geschaffen, dieses Rippchen zu sehen, sobald seine Kraft dazu ausreicht. Und der Künstler, der das nicht tue, sei entweder ein Heuchler oder ein Blinder.

„Dann müssen wir die Porzellanmalerei zur Kunst erheben,“ warf Golding trocken ein, „oder meinetwegen auch das Stilleben zur Offenbarung.“

„Und Böcklin? Geh?“ wetterte Thormeyer los. „Sehn Sie sich seine badenden Jungens an, die Frühlingslandschaft, diesen Farbenrausch eines Genies. Oder seine berühmte Flora. Jedes Blümlein sehn Sie, jeden Grassalm. Alles ist scharf, klar und deutlich, wie mit einem Objektiv festgehalten. Is es nicht so, Felix? . . . Wollen Sie den vielleicht auch schon zum alten Eisen werfen? Euch Kritikern ist ja alles zuzutrauen.“

Herausfordernd stand er vor ihm, mit der Miene des Siegers, der seinen Gegner schon am Boden liegen sieht. Er hatte merkwürdig schöne Augen von tiefem, braunem Glanz, die, wenn sie ruhig waren, wie geschliffenes Gestein unter den mächtigen, herabhängenden Brauen lagen; es leuchtete in ihnen, und ihr Glanz verkündete die Genugtuung, die er über diesen selbstherrlichen Kunstschreiber davon tragen wollte, der sich angemaßt hatte, mit ein paar Federstrichen sein ganzes, so reiches Leben auszulöschen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Episoden aus dem Irrenhause.

(Schluß.)

### 4. Interessantes aus dem Arztzimmer.

Necht heitere Antworten kommen manchmal bei den ärztlichen Untersuchungen und Explorationen vor. „Wie sind Sie hier bereingekommen?“ fragt der Arzt einen Kranken und erhält die Antwort: „Wie ich rein gekommen bin, weiß ich schon; sagen Sie mir aber, wie ich hier wieder rauskomme.“ — Einem den Alkoholgenuß abstreitenden Patienten wird seine rote Nase als Korpusdelikt vorgehalten, worauf der Patient zum Arzt, der zufällig eine etwas gerötete Nase hat, sagt: „Na, wissen Sie, vom Schokoladetrinken haben Sie Ihre rote Nase doch auch nicht.“ — „Nützen Sie denn jeden Abend betrunken nach Hause kommen?“ fragt der Doktor. „Ach, Herr Stabsarzt,“ sagt betrübt der Kranke, „und dabei trinke ich doch so langsam.“ — Vorwurfsvoll meint ein sehr korpulenter Arzt zu einem entlassungsfähigen Kranken, der aber noch nicht entlassen sein will: „Sie als kräftiger Mensch können doch draußen schnell Arbeit finden;“ der Patient antwortete aber: „Sie doch auch, denn Sie haben ja 'n Kreuz wie 'n Ziehhund.“ — Ein wegen mehrfach begangener Unehrlichkeit eingelieferter Mann wird gefragt: „Haben Sie denn die zehn Gebote schon vergessen?“ Antwort: „Herr Gott, ich bin doch kein Gedächtniskünstler.“ — Freundlich lächelnd stellt der alte Anstaltsdirektor die Frage: „Sie trinken wohl gern einen?“, worauf schnell die Entgegnung erfolgt: „Ja, Herr Geheimrat, wenn Sie gerade einen da haben.“

Bei einer Intelligenzprüfung werden u. a. auch sogenannte Unterschiebsfragen gestellt, z. B.: „Was ist der Unterschied zwischen einem Soldaten und einem Schutzmann? Einer antwortete mal: „Ein Soldat wird angeschauzt, der Schutzmann schnauzt an.“ — Ein Patient hat den Chinaseibzug mitgemacht, erzählt Kriegserlebnisse und schließt mit den Worten: „Und denken Sie, Herr Doktor, bei dem Patrouillenritt trifft mich zuletzt noch eine wohlgezielte Kugel.“ „Wo?“ fragt der Arzt? „Mitten durchs Herz!“ — „Wie reisen Sie von hier nach Amerika?“ „Zuerst per Bahn nach Hamburg, dann per Schiff durch die Nordsee bis New York.“ „Fährt man denn auf der Nordsee direkt bis New York?“ „I Gott bewahre, Ede Nordsee und Atlantischen Ozean muß man natürlich umsteigen.“

### 5. Das „feste Haus“.

Dieses weicht sowohl in der Bauart und inneren Einrichtung, als auch bezüglich seiner Inassen von allen anderen Häusern bedeutend ab. Hat schon das Aufnahmehaus verchlößene Türen und Fenster, und letztere leicht vergittert sowie Gartenmauern von

zweieinhalb Meter Höhe, so ist das feste Haus natürlich doppelt und dreifach gegen gewalttätige Ausbrüche gesichert. Hier dienen die Fenstergitter nur zum Trug, auf dem Aufnahmehaus dagegen zum Schutz. Auf die 80 Patienten des festen Hauses kommen gegen 45 Pfleger! Die Nachtwachen müssen teils angezogen auf Strohsäcken vor den Zellentüren schlafen. Die in den Aufenthaltsräumen befindlichen Tische und Bänke sind auf dem Fußboden angeschraubt. Genau durchgesehen werden die von den Besuchern mitgebrachten Sachen: ein größeres Stück Wurst, Knuden usw. wird durchgeschnitten dem Patienten ausgehändigt, um zu sehen, ob nicht kleine Sägen, Gift- oder Betäubungsmittel, Pfeffer oder Schnupftabak darin stecken. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln ist doch noch die Einführung gefährlicher Werkzeuge vorgekommen. Dem gelegentlich einer Bettenrevision fanden sich in den Matratzen mehrere Eisenägen, dolchartige Messer und Revolver mit Patronen! Die wiederholten Ausbrüche und Revolten zeigen, daß die in den festen Häusern untergebrachten geisteskranken Verbrecher keine Mittel scheuen, sich den Weg in die Freiheit zu bahnen. Verzeichnet doch die Anstaltschronik einen Aufruhr, bei dem Pfleger und auch Patienten schwer verwundet wurden; selbst eine noch rechtzeitig entdeckte Brandstiftung sollte die Einleitung zu einem geplanten Ausbruch sein.

Zum Schluß noch einige Worte über die Simulanten, die sogenannten „wilden Männer“. Es sind zumeist „Beobachtungs-krante“, die auf Gerichtsbeschuß hin für die Dauer von sechs Wochen zur Beobachtung ihres Geisteszustandes einer Irrenanstalt zugeführt werden. Einige drollige Begebenheiten seien über sie noch erwähnt: So erzählte ein Simulant über seine angebliche Krankheit allerhand Erscheinungen, die gar nicht zu einem einheitlichen Krankheitsbilde paßten. Endlich fragte der Arzt: „Sagen Sie mal, kommt das auch bei Ihnen häufig vor, daß Ihnen der Schweiß vorne eislast am Körper emporsteigt und hinten wieder siedend heiß hinabläuft?“ Der Mann entgegnete sofort: „Ja, ganz so ist es, Herr Doktor.“ Schon wenige Tage darauf aß er seine Suppe wieder aus dem Gefängnisnapf.

Ein junger, Geisteskrankheit simulierender Mensch schrieb aus der Strafanstalt heraus ein Immediatgesuch an den Kaiser mit folgendem Schlußsatz: „Da Sie, werter Herr, als Kaiser doch auch oberster Schlüsselmeister aller Gefängnisse und Zuchthäuser sind, so bitte ich Sie, mich, da ich total verrückt bin, sofort aus dem Gefängnis befreien zu wollen, da die Enge desselben geradezu erdrückend auf mein edles Gemüt wirkt.“ Deutlicher konnte natürlich ein Simulant seine Wünsche nicht kundtun.

Ein Untersuchungsgefangener klingelt in der Gefängniszelle an seiner Glode nach dem Aufseher; als dieser die Tür aufschließt, stellt der Gefangene seine Schuhe stillschweigend heraus und tritt in die Zelle zurück. Auf die Frage des verdurkten Aufsehers, was das bedeuten solle, sagt der Mann ganz trocken: „Na, was denn? Das ist doch in jedem Hotel so Mode, daß der Hausdiener die Stiefel putzt!“

Endlich erzählte einmal ein Simulant dem Arzt von seinem letzten Einbruch und sagte dann weiter: „Alle Dinge, die ich bis jetzt „gedreht“ habe, klappten großartig, und grade das, wodurch ich mich dauernd hätte zur Ruhe legen können, mißlingt.“ „D, wie kam denn das?“ fragte scheinbar teilnahmsvoll der Arzt. „Nun, ich stieg nachts auf einen Balkon und streifte dort unglücklichweise eine Gießkanne; dadurch kam die Sache raus. Als ich später dem Staatsanwalt mein Mißgeschick erzählte, kamen Tränen in meine Augen und tiefbewegt trat er auf mich zu, schüttelte meine Hand wie ein Bruder und sprach mir sein herzlichstes Beileid aus!“

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Obstbaumschädlinge.

Seit einiger Zeit erhalte ich aus den verschiedensten Himmelsrichtungen Briefe, sowohl aus dem hohen Norden (Berlin N.), als auch aus dem sonnigen Süden (Berlin S.), die alle von Briegle her-rühren sollen und stets mit Briegle unterzeichnet sind. Ich bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich um Vorpiegelung falscher Tatsachen handelt. Wenn Briegle auch gelegentlich redet (dann aber nur Durcheinander, wohl Ueberlegtes), so schreibt er doch nur höchst selten, und seine Handschrift ist so charakteristisch, daß sie nicht leicht gefälscht werden kann; sie sieht aus wie Schriftzeichen aus der Zeit Mesopotamens, des bekannten seligen Königs von Ober- und Unterägypten, der ein großer Schweiger war wie die Trappisten. Ein Brieffschreiber stellte in seinem Briefe die Behauptung auf, daß in Briegles Kolonie die meisten Apfelbäume mit Blutlaus bedeckt seien, und hat mich, einmal in meiner nächsten Plauderei auf diese und andere Tierchen, die man gemeinhin, gleichviel, ob sie auf den Bäumen oder auf den Köpfen leben, die oberen Zehntausend zu nennen pflegt, zu sprechen zu kommen. Dieser Brief jagte mir einen gewaltigen Schreck ein. Ich lief gleich hin zu Briegle, um mir die Bäume anzusehen und fand, daß sie alle frei von Blutlaus waren. Bevor ich auf dies Ungeheuer näher eingehe, möchte ich dem in Frage kommenden Brieffschreiber zunächst erklären, daß Briegle keine eigene Kolonie

besteht, daß man deshalb von Prießles Kolonie nicht reden kann, sondern daß Prießle nur ein einfaches Instrument in einer Gartenkolonie ist, in der es freilich auch Blutläuse gibt.

Blut- und andere Läuse sind den Gärtnern und Kolonisten oft als Schreckgespenster in hundert- und tausendfacher Vergrößerung an die Wand gemalt worden. Als Frau Prießle die erste Blutlaus bei einem Projektionsvortrag in solcher Vergrößerung vor sich sah, ist sie vor Schreck hinter den Schrank gekrochen. In natürlicher Größe sieht aber das Vieh recht harmlos aus und in Wirklichkeit ist es bei weitem nicht so gefährlich, wie es gemacht wird. Gewöhnlich liegt die Sache so, daß der Zoologe, der eine neue Laus oder eine neue Wanze entdeckt hat oder ein eingeschlepptes derartiges Vieh zum ersten Male auf deutschen Bäumen beobachtet, es in den grellsten Farben malt, um seine Entdeckung in das richtige Licht zu stellen. Ich erinnere hier nur an die erste, vor 10—12 Jahren in Europa aufgefundene San-José-Schildlaus, die fürchterlich viel Staub aufwirbelte. Wie seinerzeit der Koloradoläuser dem deutschen Kartoffelbau den Garau machen sollte, so sollten auch mit Ankunft dieser Laus die letzten Stunden des deutschen Obstbaues gezählt sein. Seitdem ist sie still geworden und, was die Hauptsache ist, Kartoffeln und Obstbäume wachsen freudig weiter. Man findet die Blutläuse meist an den jungen Jahrestrieben der Apfelbäume, gelegentlich aber auch am alten Holz, namentlich an Wundstellen. Sie sitzen in ganzen Kolonien zusammen, die mit einer bläulich-weißen, wolligen Masse bedeckt sind. Diese Masse wird von den älteren Tieren reichlich ausgeschwitzt. Wie bei allen Läusen so ist auch bei der Blutlaus die Vermehrungsfähigkeit eine ungeheure. Es treten im Laufe des Jahres zwei Entwicklungsreihen auf, die erste entsteht im Frühjahr aus jungen Larven oder Winteriern. Aus letzteren gehen ausschließlich flügellose Weibchen hervor, die sich ununterbrochen durch das Gebären lebender Junge fortpflanzen. Die geflügelten weiblichen Läuse treten im Herbst auf und sorgen für weitere Verbreitung ihrer Art. Stark mit Blutläusen besetzte Zweige nehmen schließlich ein krebsartiges Aussehen an. Diese krebsartige Beschaffenheit der Rinde nennt man Blutlauskrebs. Die Bekämpfung wird außerordentlich erschwert, einerseits durch die geflügelten Weibchen, die stets wieder die Verleumdung rein gehaltener Anlagen verursachen, und dann aber auch dadurch, daß die Blutlaus nicht nur an den Zweigen, sondern auch an der Wurzel lebt; vom Wurzelhals bis in die feinstverteilten Saugwurzeln tritt sie auf. Es gibt wohl Mittel, die Blutlaus auch innerhalb des Erdreichs zu bekämpfen, durch Behandlung der Hauptwurzeln mit Kalkmilch und gebranntem, aber frisch gelöchertem Kalk und durch Eingießen von Schwefelkohlenstoff in 20 Zentimeter tiefe Löcher innerhalb des Wurzelbereiches, aber das ist ein umständliches und unsicheres Verfahren. Beim Auftreten des Schädlings in der Krone ist das beste Mittel das sofortige Entfernen und Verbrennen der befallenen Zweige. Dieses radikale Verfahren ist namentlich jetzt, wo die Bäume lahl stehen, und die Blutlauskolonien deutlich in die Erdeinkerbung treten, anzuwenden. Ist die ganze Krone bedeckt, so empfiehlt sich Einpinseln der befallenen Zweige mit einem wirksamen Blutlausmittel. Die mannigfachen teureren Geheimmittel, deren Anwendung sehr kostspielig ist, und die auch nicht mehr Wert haben, wie z. B. Wulsercreme für eine abgemagerte Jungfrau oder Entfettungscreme für eine an Fettleibigkeit leidende Rentiere, kann ich nicht empfehlen. Gute Wirkung erzielt das Bepinseln mit Leinöl, bezw. mit warmem Rindertalg oder Schweinefälsal. Unter dem Fettüberzug ersticht die ganze Brut. Kengsiliche Gemüter möchte ich aber darauf hinweisen, daß übergroße Furcht vor der Blutlaus absolut unbegründet ist. Ich habe in meiner ganzen Praxis noch keinen lebensfähigen Apfelbaum gesehen, der durch Blutläuse zugrunde gegangen ist. Alte, abgelebte Bäume werden freilich häufig so stark befallen, daß man gut tut, sie zu fällen und zu verbrennen, wie überhaupt kranke und altersschwache Geschöpfe für Parasiten jeder Art besonders empfänglich sind. Von Wichtigkeit ist es auch zu wissen, daß die Blutlaus nicht alle Apfelsorten gleichmäßig befallt. Es gibt Sorten, die sie bevorzugt, wie Goldparmäne und Ruslat-Renette, andere, an die sie nur zögernd herangeht, und wieder andere, die sie absolut ungeschoren läßt. Durchaus Blutlausfreie Sorten sind der herrliche, würzige Sommerapfel Charlamowshy und Baumanns Renette.

In heißem, trockenem Klima wird man immer mit der Blutlaus rechnen müssen, in solchem verzichtet man deshalb am besten ganz auf den Anbau von Äpfeln.

Wiel schlimmer als Blutläuse haufen oft die allbekannteren Blattläuse, die auf allen Obstgattungen in verschiedenen Arten vorkommen. Die schlimmste ist die graue Blattlaus; sie ist weit schlimmer als die Blutlaus. Ich führe gegen diese seit Jahren einen erbitterten Kampf, habe aber immer und immer wieder die Erfahrung gemacht, daß sie wüchsige, gutgepflegte Bäume fast vollständig unbehelligt läßt. Mit Vorliebe sucht sie das Formobst auf, das durch den üblichen und, will man tadellose Formen ziehen, auch erforderlichen scharfen Schnitt (Winter- und Sommerschnitt) fortgesetzt geschwächt wird. Daneben findet man sie vorzugsweise an Obstbäumen, die im Druck hoher Wautlichkeiten oder starker Laub- und Nadelhölzer stehen und deshalb für Krankheiten empfänglich sind. Hier heißt es einerseits auf die verdrückte, umständliche und unlohnende Formobstzucht zu verzichten und andererseits Bäume von ungünstigen Standorten rechtzeitig fortzunehmen. Die graue Blattlaus lebt auf der Rückseite der Blätter,

die sich kräuseln und zusammenrollen, so daß sie im Innern gegen alle insektenstörende Spritzmittel, wie Seifen- und Quassibrühe, verdünnten Nitrotertrakt usw. vollständig geschützt sind. Im Herbst stirbt die Gesellschaft, nachdem sie vorher an die jungen Triebspitzen die schwärzlichen Winterier abgelegt hat. Jedes Ei sieht aus wie ein ködnchen Schiebpulver, und die Zweige erscheinen wie mit solchem bedeckt. Gegenmaßregeln wenden wir an durch Verbrennen des Falllaubes von solchen Bäumen und durch mehrfache Winterbespritzungen der mit Eiern behafteten Bäume mit Tabakbrühe.

Sehr gefährdete Schädlinge sind die Raupen des kleinen und des großen Frostnachtspanners. Der Schmetterling dieser beiden Schädlinge ist bei beiden Geschlechtern wesentlich verschieden. Das Männchen hat fein gesprenkelte Vorderflügel und schmutzigweiße Hinterflügel, das Weibchen ist dagegen flügellos und sieht etwa aus wie eine Stubenfliege mit abgematteten Flügeln. Die Flugzeit dieses Schädlings nimmt im Spätherbst ihren Anfang und ist oft erst anfangs Dezember beendet. Die aus den in den Baumkronen abgelegten Eiern hervorgehenden Knäpchen verursachen ähnliche Schäden wie die Raupen der Knospentwicker. Sie fressen die Blätter, die zartesten Blatt- und Blütenknospen und nagen die jungen Früchte an, die dann bald fallen. Da sie sich wie Knospentwickler in Blätter hüllen, sind sie im Frühling schwer zu bekämpfen, richtig nur durch Zerbröcken in den zusammengerollten Blättern, was eine mühevolle Arbeit darstellt. Da die Weibchen flügellos sind, haben wir ein Mittel zur Bekämpfung des Schädlings in den sogenannten Klebegürteln. Es sind dies Papierstreifen von etwa 20 Zentimeter Breite, die bei Buchsbäumen in 50 Zentimeter Höhe, bei Halb- und Hochstämmen in Brusthöhe fest um den Stamm gelegt, oben und unten gut festgebunden und dann mit einem lange klebefähig bleibenden Leim, am besten dem Brunnatalleim, bestrichen werden. Sünde Astfützen und Pfähle am Baum, so müssen auch diese einzeln mit Leimgürteln versehen werden. Das befruchtete Weibchen, das zur Eiablage den Baum erklimmen muß, bleibt auf dem Leimring kleben oder ratlos unterhalb desselben sitzen. Die Tiere, die sich so verhalten, müssen von Zeit zu Zeit zerdrückt werden.

Die Knospentwicker und den Apfelwicker, der im Vorjommer an jeden Apfel ein Ei ablegt, während sich andere Schädlinge ebenso bei Birnen, Pflaumen und Kirichen verhalten, bekämpft man am besten in Frühling und Sommer durch mehrfache Bespritzungen mit der sogenannten Vordelaifer Brühe unter Zusatz von Arsen. Rezept zur Herstellung der genannten Brühe findet man im „Prakt. Taschenbuch für Gartenfreunde“ und im „Kleingarten“. Chemische Fabriken liefern dem Liebhaber auch ein fertiges Arsenkupferkalkpulver, das, in Wasser verrührt, die spritzfertige Brühe ergibt. (2 Liter Pulver auf 100 Liter Wasser ergibt die 2proz. Lösung.) Ich hebe hervor, daß die Kupferkalkbrühe mit oder ohne Arsenzusatz ein gefährliches Gift ist, bei dessen Anwendung Vorsicht geboten ist. Der Spritzende schließt am besten die Augen mit einer großen und starken Fensterglasbrille, wie sie die Steinlopfen auf der Landstraße tragen, und reinigt sich nach getaner Arbeit Gesicht und Hände gründlich mit warmem Wasser und Seife. Zur Lösung der Brühe muß man Holzweimer verwenden, zum Verspritzen eine feinstäubende Messingspitze, da das Kupferbitriol der Mischung mit Blech und Eisen chemische Verbindungen eingeht und diese Metalle rasch angreift. Die erste Bespritzung führt man Ende März aus, wenn sich die Schuppenhüllen der Winterknospen zu lockern beginnen. Diese Bespritzung trifft die Knospentwicker. Zum zweitenmal spritzt man anfangs Mai, zum drittenmal anfangs Juni. Die letzte Bespritzung hält für die ganze Flugzeit des Apfelwicklers an und verhindert das Wadigwerden der Äpfel.

Seit mehreren Jahren wird sogenanntes Obstbaumlarbolineum, ein Steinkohlenprodukt, als Universalmittel gegen Schädlinge jeder Art angepriesen. Die Fabriken, die dieses Mittel herstellen, sind Legion. Die verschiedenen Präparate des Handels sind verschiedenartig in Zusammensetzung und Wirkung. Es gibt sehr äyende Präparate darunter, die nach meinen Erfahrungen vordem kerngesunde Obstbäume vollständig ruinieren, andere dagegen, die keinen sichtbaren Schaden verursachen; allen ist aber gemeinsam, daß sie ziemlich wirkungslos sind. Ich habe schon vor Jahren die Anwendung der Karbolneumbrühe, die in ein- bis zehnprozentiger Verdünnung angewendet wird, energisch bekämpft, während sie damals noch von wissenschaftlichen Kreisen befürwortet wurde. Neuerdings sind aber auch den maßgebenden ehemaligen Besürwortern, wie man zu sagen pflegt, die Augen aufgegangen. Ich verweise auf den kürzlich erschienenen Jahresbericht der königl. Lehranstalt für Obst- und Weinbau Weisenheim, in dem nach eingehenden Versuchen die vollständige Zwecklosigkeit der Karbolneumspitzerei festgestellt worden ist. Nur gegen Krebswucherungen und zur Bekämpfung der Kommaschildlaus wird es noch hin und wieder angewendet. Die Kommaschildlaus ist auch hier bei uns eine bekannte Erscheinung. Sie bedeckt oft die Rinde schlecht gepflegter und deshalb schwachwüchsiger und kümmerlicher Apfelbäume vom Wurzelhals bis zu den einjährigen Trieben. Die kommaförmigen Schilder sitzen dicht gedrängt zu Tausenden und Abertausenden auf der Rinde. Ich habe persuchsweise gegen diesen Schädling auch unverdünntes Karbolneum ohne nennenswerten Erfolg angewendet; am besten bewährt hat sich bei mir wenig verdünnter Tabakextrakt (1 Teil Extrakt auf etwa 10—12 Teile Wasser). Mit diesem Extrakt wird die Rinde am

Besten anfangs April, wenn sich die junge Brut unter den alten, harten Schildern entwickelt, bepinfelt. Der Erfolg ist ein durchschlagender.

Wenn jetzt im Winter alle Arbeit im Garten ruht, empfiehlt es sich, die Obstbäume gelegentlich scharf zu mustern. Man findet dann an den Zweigen in den Kronen gelegentlich die Nester des Goldäfers, die eine löse Raupenbrut enthalten. Sizen sie für die Hand unerreichbar, so brenne man sie mit einer Fadel ab, die man an langer Bambusstange befestigt. Diese Stangen sind im Handel bis 3,6 Meter lang billig erhältlich. Sonst schneidet man die Nester ab, um sie darauf im Feuer zu vernichten. Bei sorgfältiger Mustering der Kronen wird man auch hier und da an den diesjährigen Zweigen die kunstvoll spiralförmig zusammengeklümmerten Eierlinge des Ringelspinners entdecken. Jeder Ring besteht aus etwa 400 Eiern, die fast durchweg auskommen. Die im zeitigen Frühling ausschläpfenden Nümpfen sitzen anfangs noch dicht gedrängt an der Rinde, namentlich an den Astwinkeln zusammen, um sich dann über die Krone zu verteilen. Die bunten Raupen, auch Harlekins genannt, werden bedeutend größer als Kohlraupen und können in kurzer Zeit ganze Baumkronen kahl fressen. Mit dem Abschneiden und Verbrennen eines jeden solchen Eierlings erspart man sich im Frühling und Sommer viel Verdruß und Arbeit. Weiterhin untersuche man die Stämme und Hauptäste der Apfelbäume auf etwa bleistiftstarke Bohrlöcher. Diese Löcher werden verursacht durch die Raupen eines großen Nachtschmetterlings, des Weidenbohrers. Diese Raupen leben zwei bis drei Jahre nicht nur im Holze der Weiden, sondern auch in demjenigen des Apfelbaumes, fressen das Kernholz aus und bringen ganze Äste, ja ganze Bäume zum Absterben. In frisch entdeckten Bohrlöchern kann man die Raupen mit einem eingeführten, am Ende hakenförmig gebogenen kräftigen Draht erreichen, aus dem Loche herausziehen und töten, worauf das Bohrloch mit Baumwachs verstrichen wird. Auch abscheuliche, plattgedrückte, halbstarke Raupen, die der Farbe der Rinde täuschend angepaßt sind, sieht man jetzt hier und da an den Ästen fest anliegen. Es sind die Raupen der Kupferglucke, die im Frühling, sobald die Knospen schwellen, ihren Fraß beginnen und beträchtliche Größe erreichen. Wo man ihrer ansichtig wird, soll man sie töten, da sie im Frühling die befallenen Bäume oft überhaupt nicht zum Austreiben kommen lassen.

Ich glaube, daß vorstehende Ausführungen nicht nur dem leidhaftigen Prieckle selbst, sondern auch allen angeblicken Prieckles und allen, denen das Wohl der Obstbäume am Herzen liegt, genügen werden. Wo die gegebenen Anleitungen beherzigt werden, dürfte im kommenden Jahr die günstige Wirkung nicht ausbleiben. Hd.

### Kleines feuilleton.

Die Null. Von einem völlig unbedeutenden Menschen sagt man gern, er sei eine komplette „Null“ und will damit andeuten, daß er ein Nichts in der menschlichen Gesellschaft sei und daß er so gar nicht mitzähle; auch in der Mathematik ist  $a + 0 = a$ . Die Null rechnet eben nicht und man kann vor eine Ziffer so viel Nullen setzen wie man will — sie wird dadurch nicht größer. Das wendet sich allerdings sofort, wenn man die Null hinter die Ziffer setzt, diese wird dadurch sogleich um das Zehnfache vergrößert, eine 1 wird eine 10, eine 10 wird ein 100 — ein Beweis, daß die Null keineswegs eine solche „Null“ ist, wie man sie nennt; sie ist vielmehr die leistungsfähigste unserer Ziffern, aber auch die wichtigste von ihnen. Und bei dem Worte „Ziffer“ muß man schon wieder an die Null denken, denn sie hieß, als sie in Indien gefunden und durch die Araber nach dem Abendlande gebracht wurde, „sifr“, d. h. „leer“, „ohne Inhalt“. Dieses Oval, das man vielleicht einer leeren Eierchale oder einer tauben Kuh nachzeichnet haben mag, war der Ausdruck für etwas Leeres, Nichtsbedeutendes; man nannte es sifr und da dieser Ausdruck von den italienischen Kaufleuten in die arabische Zahlenreihe aufgenommen wurde, kam mit der Zeit der Gebrauch auf, alle Zahlen mit sifr — sifer — zifer zu bezeichnen; daraus ist unser Wort Ziffer entstanden. Alle Zahlen verdanken also der Null ihren Gattungsnamen. Die Gepflogenheit des Zählens und auch gewisse Ausdrücke für bestimmte Anzahlen muß es von der Zeit an gegeben haben, wo die Menschen sich gegenseitig verständigten, also von Anfang an. Nur die genauere Bezeichnung dürfte im Anfang sehr problematisch gewesen sein, denn es hat bis zur Verbollkommnung, wie sie uns heute geläufig ist, sehr lange gedauert. Die Griechen im V. Jahrhundert v. Chr. benutzten die Buchstaben des Alphabets und verwendeten drei alte, nicht mehr gebräuchliche Buchstaben (die sog. Epistimen) zur Bezeichnung der Zehner und Hundter. Mit diesem Modus waren sie dem modernen Ziffernsystem viel näher, als die Ziffernschreibung der späteren, der römischen Kultur; aber die Null fehlte ihnen. Außer dem Zehnerbuchstaben verwendeten sie sogar einen an die Ziffer angehängten Akzent, um ihn ins Zehnfache zu übertragen; sie waren also dem heutigen System ganz nahe, nur die einseitige Null, die die ganze Schreibweise ungemein vereinfacht hätte, kannten sie nicht. Man denke sich aber Ziffern in römischer Schreibweise, z. B. eine Rechnung, in der Posten figurieren wie MDCCCXXXVIII (2888). Trotzdem bestanden damals schon Bücher mit Notizen für die Einer, Zehner usw.; es kamen dann in jede

Numbril mehrere Zeichen; dieselbe Ziffer würde dann so aussehen: „II | VIII | VIII | V. I“ also 14 Zeichen für eine einzige Zahl, die wir mit vier Ziffern wiedergeben. Im V. Jahrhundert n. Chr. fanden endlich die Araber das System, mit Hilfe von zehn Ziffernzeichen jede beliebige Zahl niederzuschreiben; es hat aber sechs Jahrhunderte gedauert, ehe diese Entdeckung ins Abendland kam. Die Araber, die damals Herren fast aller Mittelmeerländer waren, brachten sie nach Sizilien und es finden sich in Büchern des 11. und 12. Jahrhunderts Ziffern der neuen Schreibweise aber seltamerweise ohne Null — die wichtigste Zahl fehlte noch. Sie kam erst später in Gebrauch, als der junge italienische Mathematiker Leonardo Pisano sein Buch Liber abacoi (1202) veröffentlichte. In den langsame Zeitläuften verbreiteten sich derartige Neuerungen aber nicht so schnell wie heute und es dauerte etwa weitere zweihundert Jahre, ehe dieses neue System seinen Weg zu uns nach dem Norden fand. Adam Riese und die Buchdruckerkunst taten hier das Nötige zur Verbreitung. Das regelmäßige Dezimalsystem kam aber wiederum erst hundert Jahre später in Gebrauch; damit feierte die Null im Ziffernsystem ihre höchsten Triumphe, sie wurde grundlegend für die moderne Ziffernschreibart, wie für die Rechnung im allgemeinen. Ihre Benützung und Verbreitung ist aber viel größer geworden und man findet sie heute, wo man sie gar nicht ahnt. In der Rechtskunde figurirt Null als der Ausdruck völliger Nichtigkeit, daher die Redensart „null und nichtig“. Von gleicher, schwerwiegender Bedeutung ist sie im bergmännischen Leben; hier ist das „Nullen“ eine gefürchtete Exekution, durch die ein ganzer Förderwagen, dem unreines Gestein beigemischt ist, als gar nicht geliefert erklärt wird. In der Abmessung von abstrakten Werten hält sie die Mitte zwischen zwei Extremen oder Unendlichkeiten, z. B. bei der Temperaturmessung mittels des Thermometers; hier ist 0 die Scheidelinie von Wärme- zu Kältegraden. In der Musik findet die Null vielfach Verwendung. Erwähnt sei nur die Anwendung der Null bei Noten für Streichinstrumente; jeder Schüler weiß, daß er bei einer solchen Note eine leere Saite anzustreichen hat. Einen ganz neuen Wert hat die Null im kaufmännischen Leben als Wertbezeichnung bekommen: bei Mehl und Mühlenfabrikaten ist „Null“, „Null-Null“, oder „Null-De“ (geschrieben 00), auch 000 usw. eine allgemein gebräuchliche Qualitätsangabe. Hier zeigt die Häufung der Null eine um so größere Feinheit an, ebenso wie im Spiritushandel beim Kognak, dessen Verdäfftheit durch Nullen oder durch Sterne ausgedrückt wird. — So ganz bedeutungslos ist die Null also doch nicht. M. N.

### Kunst.

Dänische Kunst. (Ausstellung im Kunstgewerbemuseum. Geöffnet von 10—3, Sonntags von 12—3; Eintritt frei.) Diese Ausstellung, die mit größter Sorgfalt durch Peter Jessen, den Direktor des Museums, mit Hilfe einer dänischen Kommission zusammengetragen wurde, zeigt zwei deutlich getrennte Arbeitskreise. Deren einer umfaßt die Architektur; er ist in den vorderen Ausstellungssälen geborgen und heißt: Dänemark. Der zweite, das Kunstgewerbe, füllt den Lichthof und heißt: Kopenhagen. Kopenhagen aber wiederum bedeutet: das nordische Paris. Während Dänemark: das Land der freien Bauern, der fetten Weiden und der Handelschiffe.

Zu der vom Meer umfahnen und durchsprenghen Ebene mit ihren weichen Lüften und ihrer webenden Feuchtigkeit gehört der Vackstein. Das läßt sich für die Wasserlante in ihrer ganzen Länge, von Memel bis Amsterdam kontrollieren. Der Natur gehorham, gibt es eine innige Verwandtschaft zwischen dem, was in Danzig, in Rostock, Helsingburg oder Holland gebaut wurde. Der Vackstein bestimmt die Form; in Dänemark ist er von einer besonders pausbäckigen und wohlgenährten Art. Man muß immer an dänische Milchläbe denken. Zum anderen modelliert an der Wasserlante auch heute noch der Geist der Hansa. Man sieht torpente Kaufherren in Wams und Pelz. Ein von der Vernunft gemildertes Barock, ein der Repräsentation entleitetes Empire: das ist die Tradition der Wasserlante. So baut Dänemark noch heute. Diese Häuser sind gesund bis zum Raubsten; sie sind behaglich, sturmest und blank. Sie sind dänisch, blond und grün, Meer und Weide.

Kopenhagen ist dünnbürtiger. Man empfindet die Stadt, wenn von Jacobien und dem Niels Lyhne gesprochen wird. Ein französischer Hafen, vom dänischen Rebel verhangen. Aus der bodenseiten Gesundheit wurde sinnenfrohes Spiel; aus den Bauern wurden kulturmüde Aestheten. Veinake könnte man glauben, daß Kopenhagen nur zufällig in Dänemark wuchs. Wunderlich, wie dies Agrarland, dessen Einwohnerzahl hinter der von Groß-Berlin zurückbleibt, in diesem einen Kopenhagen, das nur halb so groß ist wie Hamburg, einen solchen Reichtum an schönen Dingen hervorbringen konnte. Wir sehen die Porzellane, die Metallarbeiten, die Bucheinbände, die Möbel; alles hat seinen Charakter, seine Fröhlichkeit, seinen farbigen Schein. Mild, träumend, lyrisch sind die Porzellane; wie ein schwärzlicher Hauch liegt es über dem Silber, darin blasse Korallen sich verirren. Die Möbel leuchten in blonder Wirke, hell wie singende Mädchenfesseln.

Und dann ist einer da, der heißt Joachim Slobgaard. Der hat mancherlei von Kopenhagen, von Frankreichs Kultur; als er aber die Fresken im Dome zu Viborg malte (von denen man hier Abbildungen sieht), da siegte das Blut des Helden, dessen, der das Meer atmet und der nordischen Sonne ins Antlitz steht. R. B.